

Auf der  
Suche  
nach dem  
*verlorenen*  
Deutschland

Notizen aus einer  
anderen Zeit

Max Otte

# Auf der Suche nach dem *verlorenen* Deutschland

Notizen aus einer anderen Zeit

Max Otte

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**Für Fragen und Anregungen:**

[info@finanzbuchverlag.de](mailto:info@finanzbuchverlag.de)

Originalausgabe, 2. Auflage 2021

© 2021 by FinanzBuch Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH  
Türkenstraße 89  
D-80799 München  
Tel.: 089 651285-0  
Fax: 089 652096

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Redaktion: Matthias Michel

Korrektur: Silvia Kinkel

Umschlaggestaltung: Marc-Torben Fischer

Umschlagabbildung: [shutterstock.com/Hane Street](https://www.shutterstock.com/Hane+Street)

Abbildungen Inhalt: S. 17: © Marcus Kaufhold, 2011; S. 38: © Boston University, Photography Department, S. 100, 101 und 103: © Toni Meyer; S. 132: © Dietmar Krüger S. 163: © Telefunken; S. 164: © ullstein bild/00270844; S. 168: © Benjamin Balsereit; S. 191: © Jean Nicolas Ponsart/Wikimedia Commons; S. 225: © ullstein bild/00819767; S. 252: © 1954 Getty Images; S. 253: © picture alliance/dpa

Satz: ZeroSoft, Timisoara

eBook: ePUBoo.com

ISBN Print 978-3-95972-403-6

ISBN E-Book (PDF) 978-3-96092-749-5

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-96092-750-1

*Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter*

**[www.finanzbuchverlag.de](http://www.finanzbuchverlag.de)**

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter [www.m-vg.de](http://www.m-vg.de).

Was man an seinen Muskeln versäumt hat, holt sich später  
noch nach; der Aufschwung zum Geistigen, die innere  
Griffkraft der Seele dagegen übt sich einzig in jenen  
entscheidenden Jahren der Formung, und nur wer früh seine  
Seele weit auszuspannen gelernt, vermag später die ganze  
Welt in sich zu fassen.

STEFAN ZWEIG, *DIE WELT VON GESTERN* (1942)

# Inhalt

Prolog

Der Seher

Der lange Weg zurück

    Into the Great Wide Open

    Von der Welt ...

    ... in die Provinz

Die Sippe

    Mein Vater

    Ernst und Emilie Otte - und Onkel Gustav

    Familiengeschichten

    Mein Bruder

    Meiner Mutter Land und Stamm

Eine andere Welt

    Die Straße

    Das Dorf

    Die Stadt oder: Was hat Plettenberg mit Berlin zu tun?

    Jugend

    Erwachen

Die Überlieferung

Geschichten und Geschichte

Meine Bibliothek

Gedichte und Lieder

Die Landschaft

Mein Mikrokosmos

Die Glocken von Eifeldorf

Der Hauptort

Das Freibad oder die Entdeckung des Mutes

Von Gärtnern und Jägern

Die Mittelgebirge, der Wald

The Rise of the Giant Windmills

Das Land

Ökosysteme, Verdrängungsprozesse und Zeigerpflanzen

Die letzten Kneipen

Der Männerchor

Selbsthilfevereine

Die Bäckerei

Charakter und Ethik

Was hat die Kirmes mit öffentlichen Gütern zu tun?

Unsere Idole verblassen

Die Nebel von Avalon

Der letzte Deutsche

Tagebuch-Eintrag

Coda

Anhang I - Augsburger Allgemeine Zeitung: Porträt Max Otte

Anhang II - Anmerkungen



## Prolog

In den 1960er- und 1970er-Jahren des letzten Jahrhunderts waren die *Doors* und besonders ihr 1971 verstorbener Frontmann und Songwriter Jim Morrison eine Legende und Inspiration für unzählige, meist junge Menschen. Auch heute noch sind sie das, aber es haben sich doch mehr als vierzig Jahre dazwischengeschoben. Die Unmittelbarkeit, die wir als nur ein paar Jahre zu spät Gekommene noch gespürt haben, verblasst.

Der charismatische, exzentrische Morrison war ein echter Rockpoet, einer, der das Mysterium suchte. Äußerst belesen in Philosophie und Literatur und stark beeinflusst von Friedrich Nietzsche war er. Seine Bühnenauftritte gerieten zu magischen Beschwörungen des Seins – wenn er gut drauf war. Gewann seine dionysische Seite die Oberhand, die sich in Alkohol- und Drogenexzessen manifestierte, war er nicht zu gebrauchen.

Morrison's Texte sind tief, sie bringen uns dem Bewusstsein um die Zerbrechlichkeit und dem Mysterium unserer Existenz näher. In *Palace of Exile (Palast des Exils)*<sup>[1]</sup> von 1968 lässt er einen imaginierten Anführer eine Ansprache an seine Gefolgschaft richten. Sieben Jahre lang habe er, der Sprecher, im weiträumigen Palast des Exils gelebt. Und nun sei er zurückgekommen, »in das Land der Aufrechten, und der Starken, und der Weisen«.

Er fragt seine Brüder und Schwestern vom blassen Wald, die Kinder der Nacht, ob sie mit der (Hetz-)Jagd laufen wollen. Und dann weist der Anführer seine Schar an, sich zu

ihren Zeiten und zu ihren Träumen zurückzuziehen, denn morgen betreten sie gemeinsam die Stadt seiner Geburt. Dafür will er bereit sein.

\*

Die Rückkehr zur Stadt der Geburt. Sich seinen Wurzeln stellen. Ein Akt, der tief in den Grund der eigenen Existenz blicken lässt. Wenn man den dafür notwendigen tiefen Blick hat. Vielleicht auch die Vorbereitung auf eine neue Phase. Oder das Ende. Morrison lässt uns mit all diesen Gedanken spielen.

In meinen knapp sechzig Jahren habe ich bereits mehrere Leben gelebt. Im Moment befinde ich mich so ungefähr in meinem vierten – dem des Aktivisten und Philanthropen, der sein Unternehmergehen langsam zurückfährt. In diesem Buch kehre ich zum Ursprung zurück. Zum ersten Leben. Ich will bereit sein.

# Der Seher

Schläft ein Lied in allen Dingen,  
Die da träumen fort und fort,  
Und die Welt fängt an zu singen,  
Triffst du nur das Zauberwort.

JOSEPH VON EICHENDORFF, *WÜNSCHELRUTE* (1835)

**M**an hat mich *Deutschlands erfolgreichsten Crash-Guru aller Zeiten* genannt.<sup>[2]</sup> *Kassandra aus Worms. Krisenerklärer. Renommierten Krisenökonomin. Seher. Prediger. Börsenprofessor. Anwalt der Bürgerinnen und Bürger.*<sup>[3]</sup> Davon gefällt mir Seher am besten. Propheten und Seher geben nicht nur Zukunftsprognosen ab. Sie deuten seit jeher auch die Gegenwart. Die An-Schauung: Das ist meine Aufgabe. Ich sehe Dinge, die andere nicht sehen. Und ich sehe Dinge, die vermeintlich alle sehen, die allen bekannt sind, in einem anderen Licht.

Wie gesagt, die An-Schauung ist meine Aufgabe. Dabei greife ich auf altes Wissen zurück, Wissen, das nach und nach in Vergessenheit zu geraten droht. Dass ich dieses Wissen auch nutzen kann, um an der Börse viel Geld zu verdienen, habe ich bewiesen. Dass mir dieses Geld nichts bedeutet, nehmen mir nur wenige ab. Aber so ist es.

Manchmal komme ich mir ein bisschen vor wie der alte Zauberer Merlin, eine der Hauptfiguren in *Die Nebel von Avalon*.<sup>1</sup> Der Fantasyroman von Marion Zimmer Bradley rund um die Artuslegende war in den frühen 1980er-Jahren ein Megaseller. Zusammen mit den Priesterinnen Viviane und Morgaine versucht Merlin, die alte Welt der Druiden zurückzuholen, die unweigerlich mit der Insel Avalon im Nebel zu versinken droht. Ihr Hoffnungsträger ist der zukünftige König Artus, den sie nach der alten Weise ausbilden und formen wollen.

Immer weniger kennen die Zauberworte, die für die Überfahrt nach Avalon notwendig sind. Immer weiter verschwindet die Insel im Nebel. Immer schwerer wird der Zugang. Immer angestregter und verzweifelter gestalten

sich die Bemühungen von Merlin, Viviane und Morgaine. Am Ende sind alle Anstrengungen vergebens: Avalon ist unwiederbringlich verloren. Eine neue Zeit bricht an.

Auch wir stehen an der Schwelle eines neuen Zeitalters. Kaum ein Stein wird auf dem anderen bleiben. In meinem Buch *Weltsystemcrash* aus dem Jahr 2019 beschreibe ich, wie die alte Weltordnung unter dem Druck geopolitischer Verwerfungen, des Abstiegs der Mittelschicht und der Überschuldung der Welt in Folge einer hemmungslosen Geldpolitik der Notenbanken bröckelt.<sup>[4]</sup> Fake News und Desinformation, Überwachungsstaat und Repression läuten die Geburt einer neuen Zeit ein.

Hätte ich doch genauer hingesehen! Vielleicht hätte ich dann schon erkannt, dass es ein Virus sein wird, das die neue Ära einleitet. Es gab mit SARS, der Vogel- und der Schweinegrippe und mit Ebola etliche Vorboten. Bereits vor einem Jahrzehnt entwickelte die Rockefeller-Stiftung ein Szenario,<sup>2</sup> in dem eine in China ausgebrochene Virus-Pandemie zum »Gleichschritt« und zu drastischen Beschränkungen der Freiheit führt: Die Wirtschaft bricht dramatisch ein, die internationale Mobilität von Personen ist stark eingeschränkt, globale Lieferketten sind unterbrochen, Einzelhandelsgeschäfte geschlossen. Nachdem der Westen zunächst einen eher lockeren Ansatz zur Pandemiebekämpfung verfolgt hat, merken die Politiker, dass die autoritäre chinesische Methode besser funktioniert. Der eifern sie nun nach und regieren selbst zunehmend autoritär. Obwohl Gegenwehr aufkommt, begrüßt die Mehrheit der Bevölkerung dieses Vorgehen und die verstärkt autoritäre Herrschaftsform hält sich nach der Pandemie.

Die Welt ist fest im Griff von COVID-19. Es wird Krieg gegen das Coronavirus geführt; die letzten Reserven werden

mobilisiert. Auch das Bombardement der Medien mit täglich neuen Infektionszahlen erinnert an Kriegspropaganda. Politiker schränken die Versammlungsfreiheit ein und schalten die Wirtschaft ab. Das »Durchregieren« am Parlament vorbei ist auf dem Vormarsch und wird mit dem »Bevölkerungsschutzgesetz« vom 19. November 2020 neue Normalität.

Klaus Schwab, Initiator des Weltwirtschaftsforums in Davos, und der Ökonom Thierry Malleret legen ein Buch mit dem Titel *COVID19 - der große Umbruch* vor. Darin schreiben sie, dass wir uns mit mehr Überwachung abfinden sollen und »social distancing« uns wohl erhalten bleiben wird.<sup>3</sup> Der Titel der gleichzeitig erschienenen englischen Ausgabe - *The Great Reset* - scheint zutreffender. Zwar fügen die Autoren beschönigend hinzu, dass wir aufpassen müssen, nicht in eine Dystopie zu geraten, aber aktive Ansätze, das zu verhindern, finden sich nicht. Im Gegenteil. Das Szenario der Rockefeller-Stiftung scheint Wirklichkeit zu werden. Wahrhaftig, die Welt ist im Wandel!

Eigentlich fing es 1989 mit dem Kollaps der Sowjetunion und des kommunistischen Machtblocks sehr vielversprechend an. George Bush rief 1990 in einer Rede kurz nach Ausbruch des ersten Irakkrieges die »neue Weltordnung« aus. Eine breite internationale Koalition bereitete sich darauf vor, der Annexion von Kuwait durch den Irak entgegenzutreten. Alles sah so aus, als ob wir einer neuen, friedlichen Zeit entgegengehen würden. Der amerikanische Politikwissenschaftler Francis Fukuyama sprach gar vom »Ende der Geschichte«. Die wesentlichen politischen Fragen seien gelöst, und die Menschheit könne sich in Frieden weiterentwickeln.<sup>4</sup> Aber schon zehn Jahre später befand sich der »Westen«, angeführt von den USA, im »Krieg gegen den Terror«. Seitdem hat uns der

Ausnahmestand nicht mehr losgelassen. Vieles erinnert eher an den »Kampf der Kulturen«, den der amerikanische Politikwissenschaftler Samuel Huntington 1996 vorausgesagt hatte.<sup>5</sup>

Wenige überblicken das ganze Ausmaß der aktuellen Katastrophe. »... ich fühle mich einsamer als je, nicht etwa wie unter Blinden, sondern wie unter Leuten, die ihre Augen verbunden haben, um den Einsturz des Hauses nicht zu sehen, während sie mit ihren Hämmerchen daran hantieren«, schrieb der Kulturphilosoph Oswald Spengler 1932, ein Jahr vor der »Machtergreifung« Hitlers und sieben Jahre vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs.<sup>6</sup>

Das Haus wackelt. Das war abzusehen. Aber viele, ja die meisten, wollten und wollen das nicht sehen. Sie verdrängen unangenehme Fakten oder ordnen sie schnell in Erklärungsmuster ein, die uns von den Medien geliefert werden. Problem erledigt. Zurück zum Tagesgeschäft. Ja, so einfach machen es sich viele Menschen, um nicht nach den tiefer liegenden Ursachen suchen zu müssen. Das Phänomen ist auch als »kognitive Dissonanz« bekannt.<sup>7</sup>

Ich verschließe meine Augen nicht vor der gegenwärtigen Katastrophe. Ich suche nach Ursachen - und nach Lösungen. Aber ich kenne auch noch das Zauberwort zur alten Welt. Ich sehe die Gegenwart sehr deutlich, gerade weil ich jederzeit in diese andere Welt reisen kann. Dort tanke ich Kraft. In diese Welt möchte ich Sie mitnehmen, in das vergangene, ja oft vielleicht schon verlorene Deutschland. Skizzen sind es, Momentaufnahmen aus einer anderen Zeit, einer Zeit, die in die unsere noch hineinragt.

Das ist nicht nur Nostalgie. Nur wenn wir uns vor Augen führen, wie es einmal war, schärft sich auch unser Blick für die Gegenwart. Und für die Zukunft.



In der Vergangenheit liegen Schätze. Wenn wir sie heben und bewahren, geben sie uns Kraft für die Gegenwart und weisen in die Zukunft. Vor einigen Jahren vertrieb ich mir in einer Flughafenbuchhandlung die Wartezeit und entdeckte das wundervolle Buch *Lost Japan - Last Glimpse of Beautiful Japan (Verlorenes Japan - Der letzte Blick auf das schöne Japan)*.<sup>8</sup> Sein Autor Alex Kerr hat darin Blicke auf ein Japan und eine japanische Landschaft festgehalten, die heute nur noch in ganz wenigen Resten existieren: die alten Wälder, die der Axt weichen mussten, die Sitten bei traditionellen Familien in Kyoto, Frauen im traditionellen Kimono und Performancekünste, die heute nur noch von ganz wenigen beherrscht werden, altes Kunsthandwerk.

Kerrs Buch hat mich inspiriert, etwas Ähnliches für Deutschland zu versuchen. Auch unser kulturelles Erbe ist bedroht - der Mittelstand, unsere letzten Handwerksbetriebe, die Volks- und Kirchenfeste, die Vereine, die Kneipen, die Lieder. Bereits wer Volkslieder singt, läuft Gefahr, diffamiert zu werden. So ist es nicht verwunderlich, dass sich das größte Archiv deutscher Volkslieder mit fast vierhunderttausend erfassten Liedern in Kanada befindet und privat von Hubertus Schendel, einem Auswanderer aus Thüringen, betrieben wird.<sup>9</sup>

Wie könnte ich besser auf unser kulturelles Erbe hinweisen, als von der Zeit zu berichten, in der ich groß geworden bin? Von den Menschen, die mich geprägt haben: meiner Familie, meinen Lehrern, meinen Idolen. Von den Büchern, die ich gelesen, den Liedern, die ich gesungen habe.

Vieles davon liegt kein halbes Jahrhundert zurück und scheint doch zu einer anderen Zeit und Welt zu gehören. Aber genau das war unser Nachkriegsdeutschland, die

Bundesrepublik, das »Modell Deutschland«, wie es die SPD im Jahr 1976 auf Wahlplakaten verkünden ließ. Es war die nivellierte Wohlstandsgesellschaft. Zugegeben: Manchmal war sie etwas langweilig und eng. Aber human und zivil. Das Grundvertrauen zwischen den Menschen war eine solide Basis für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und Umgang – auch zum Beispiel zwischen dem SPD-Bürgermeister, meinem in der CDU aktiven Vater und dem DKP-Spitzenkandidaten, die alle in unserer Straße wohnten. Ich gehöre dem geburtenstärksten Jahrgang der Bundesrepublik an. Wer, wenn nicht ein Angehöriger dieses Jahrgangs könnte über diese Zeit berichten?

Im ersten Kapitel, *Der lange Weg zurück*, schildere ich im Zeitraffer meine berufliche Laufbahn – wie es mich aus dem sauerländischen Plettenberg in die weite Welt hinauszieht, wie ich fast in die USA ausgewandert wäre und doch wieder in der Provinz, der Eifel, gelandet bin.

Im zweiten Kapitel, *Die Sippe*, spreche ich über meine Kindheit, meine Eltern, meine Großeltern und die Menschen, die mich zutiefst geprägt haben, von meinen mennonitischen Vorfahren mütterlicherseits und von Flucht und Vertreibung in Vaters Familie.

In *Eine andere Welt* berichte ich von meinem Dorf und meiner Stadt, den Lehrern und dem Erwachsenwerden.

Im Mittelpunkt von *Die Überlieferung* stehen Autoren, Bücher, Gedichte und Lieder, die mich besonders geprägt und mein Werden beeinflusst haben.

*Die Landschaft* schlägt den Bogen zu meiner neuen Heimat Eifel. Hier ragt die Vergangenheit überall in die Gegenwart hinein – seien es Geologie und Erdgeschichte, Höhlen mit prähistorischen Überlieferungen, Funde aus der Kelten- und der Römerzeit und dem Mittelalter. Auch der

Zweite Weltkrieg, jene schreckliche Epoche, wird hier so lebendig wie sonst kaum auf deutschem Boden.

*Das Volk* befasst sich mit deutschen Eigenheiten, ob Wirtschaftsstrukturen oder Sitten und Gebräuche, von denen viele im Verschwinden begriffen sind.

In *Der letzte Deutsche* richte ich einen letzten Blick in die Vergangenheit und in die Zukunft, auf Avalon und in die neue Zeit.

\*

Mein Essay soll Ihnen Lust machen auf weitere Bücher, auf unsere reiche Tradition, auf Ihre Mitmenschen, auf unsere Landschaften – kurzum: auf das, was deutsch ist. Darauf, Deutschland neu und mit anderen Augen zu betrachten. Dabei serviere ich Ihnen – sehr undeutsch! – Tapas, kein Hauptgericht.<sup>[5]</sup>

Vielleicht haben meine kleinen Appetithäppchen ein Aha-Erlebnis zur Folge. Vielleicht beginnen Sie, im reißenden Strom der Globalisierungsideologie Strudel und Strömungen zu erkennen. Inseln, auf die man sich flüchten kann. Diese Inseln gibt es. Noch. Orte wie Avalon, wohin Merlin, Viviane und Morgaine sich zurückziehen. Und die dennoch langsam im Nebel verschwinden. Halten wir sie lebendig, solange wir können.



*Augsburger Allgemeine Zeitung, Der Seher, 2011*

Machen Sie sich zusammen mit mir auf die Suche nach dem verlorenen Deutschland! Lassen Sie sich von meinen Erinnerungen inspirieren, in Ihre eigene Vergangenheit einzutauchen. Entdecken Sie, welche Schätze unsere Erinnerung immer noch zu bieten hat. Vielleicht hilft uns das, die nächsten Jahre halbwegs heil an Geist und Seele zu überstehen.

Der lange Weg zurück

Es redet trunken die Ferne  
Wie von künftigem, großem Glück!

JOSEPH VON EICHENDORFF, *SCHÖNE FREMDE* (1834)

Bald werd' ich dich verlassen,  
Fremd in der Fremde gehn,  
Auf buntbewegten Gassen  
Des Lebens Schauspiel sehn

(...)

Und mitten in dem Leben  
Wird deines Ernsts Gewalt  
Mich Einsamen erheben,  
So wird mein Herz nicht alt.

JOSEPH VON EICHENDORFF, *ABSCHIED* (1810)

Und meine Seele spannte  
Weit ihre Flügel aus,  
Flog durch die stillen Lande,  
Als flöge sie nach Haus.

JOSEPH VON EICHENDORFF, *MONDNACHT* (UM 1835)

# Into the Great Wide Open<sup>1</sup>

**M**ehr als fünfzehn Jahre habe ich außerhalb Deutschlands gelebt, die meiste Zeit davon in den USA. Dann bin ich in das Land meiner Väter<sup>2</sup> zurückgekehrt.

Bis dahin war es ein weiter Weg. In meinem Tagebuch finde ich im Januar 1981 die Einträge meines sechzehnjährigen Selbst. Ich hatte einen Entschluss gefasst: Ich wollte in die USA auswandern, um dort groß rauszukommen. Schwarz auf weiß steht es da.

Deutschland war mir zu klein. Das, was mich interessierte, die wirklich großen Dinge – wie ich damals fand –, spielte sich in Amerika ab. Da war zum Beispiel die Weltraumfahrt. Die erste Mondlandung hatte ich 1969 als Fünfjähriger zusammen mit dem Rest der Familie verfolgt, gebannt vor dem einzigen Fernseher im Haus – schwarz-weiß, versteht sich –, der bei Onkel und Tante in der Dachwohnung stand.

Später verschlang ich Indianerbücher. Das Leben des »roten Mannes«, wie es etwa Karl May empathisch schilderte, faszinierte mich, sein Schicksal berührte mich zutiefst. Auch das war Amerika. Als ich mich Jahre später entschlossen hatte, in die USA zu gehen, waren die Indianergeschichten weit weggerückt. Aber irgendwo in einem Winkel meines Gehirns hatten sie sich festgesetzt und wirkten fort.

Noch später interessierte mich vor allem die Weltpolitik. Zur Zeit meines Tagebucheintrags las ich den voluminösen ersten Teil der Memoiren Henry Kissingers. Schon damals

hegte ich Zweifel, ob Deutschland jemals wieder seinen eigenen Weg finden würde und dürfte. Eingezwängt in die festen Strukturen der NATO, war und ist unser Land nur eingeschränkt souverän. Andere entscheiden darüber, ob es in Deutschland Krieg oder Frieden gibt. Damit wollte ich mich schon als Teenager nicht abfinden. Und mit Carl Schmitt, mit dem mich mein Lehrer im Philosophiekurs am Gymnasium bekanntgemacht hatte, bezweifelte ich, dass es jemals wieder anders sein würde. Zu dieser Zeit wurde auch der Kalte Krieg wieder wärmer, bevor er im »Heißen Herbst« von 1983 seinen letzten Höhepunkt erreichen sollte. Es wurde ungemütlich in Europa, die nukleare Bedrohung wieder real.

Kurz, mit aller Unbedingtheit wollte ich weg. An einer Eliteuniversität wie Harvard, Princeton oder Yale studieren. Promovieren. Professor werden. Vielleicht dann eine Karriere als Politikberater starten. Der einfachen Mittelschicht entkommen, zu der wir zumindest materiell gehörten. Der Enge entfliehen.

Ganz schön große Pläne für den Sohn eines Berufsschullehrers, den es wie viele Millionen anderer nach 1945 in den Westen verschlagen hatte und der noch das Häuschen abbezahlte, das er und die seinen in den 1950er-Jahren als neue Heimstätte für die Sippe mühsam und mit viel Eigenleistung gebaut hatten. Ich wusste, dass wir wenig Geld hatten. Ich wusste, dass ich diesen Weg alleine würde gehen müssen. Dass mir keiner würde helfen können. Aber mein Lebensplan war formuliert.

Etliche Jahre später erfuhr ich, dass es einem gewissen Arnold Schwarzenegger aus der Steiermark ähnlich gegangen war. Auch ihm war sein Heimatland zu klein, auch er hegte in jungen Jahren große Pläne, hatte Visionen von seiner Zukunft. Er wurde in seiner neuen Heimat ein



Superstar. Ich nicht. Ich wurde zumindest Professor. Und dann kehrte ich in das Land meiner Väter zurück und wurde, was ich bin. Allerdings erst nach vielen Umwegen.

Im Herbst 1990 schien ich es wirklich geschafft zu haben. Vom vierzigsten Stock des UN Plaza Hotels in Manhattan aus blickte ich auf das Gebäude der Vereinten Nationen vor und das Häusermeer unter mir. Mit noch nicht ganz sechsundzwanzig Jahren hatte ich einen Beratungsauftrag bei den Vereinten Nationen an Land ziehen können und studierte seit einem Jahr mit einem heiß begehrten Promotionsstipendium an der Princeton University in New Jersey. Endlich an einer Eliteuniversität angekommen, wie ich es mir acht Jahre zuvor in den Kopf gesetzt hatte.

Als Repräsentant der deutschen Unternehmensberatung Kienbaum hatte ich einen prestigeträchtigen Auftrag zur Reorganisation der UN-Entwicklungshilfe (United Nations Development Programme) gegen beträchtliche internationale Konkurrenz gewonnen. Von Oktober bis Dezember führten mein Team und ich Interviews bei den Vereinten Nationen in New York, erstellten Analysen und diskutierten Alternativen für die Führungsstruktur der Organisation. Ich lernte führende Beamte der UNO kennen und Leiter von Sonderorganisationen wie der UNESCO.

In den wenigen Monaten, die für das Projekt veranschlagt waren, verdiente ich für meine damaligen Verhältnisse ein Schweinegeld. Richtig investiert und sparsam und zielstrebig angelegt, hätte daraus schnell ein kleines Vermögen werden können. Leider hatte ich damals weder den Charakter noch das Wissen, um etwas daraus zu machen. Im Rausch des ersten Erfolgs versuchte ich mich an allerlei ambitionierten und waghalsigen Projekten, unter anderem an Immobilienspekulationen im gerade wiedervereinigten Berlin, aus denen nichts wurde.

Sechs Jahre später war ich so gut wie pleite. Während meines Höhenflugs hatte ich ein schönes Grundstück in Idaho in der Nähe des bekannten Urlaubsortes Jackson Hole erworben; das musste ich nun verkaufen, um meine Außenstände zu bezahlen und mich so lange über Wasser zu halten, bis die Dissertation fertig war. Denn die wollte ich nach einer quälend langen Zeit, in der ich stattdessen meinen waghalsigen Geschäftsideen nachgegangen war, unbedingt fertigstellen.

\*

Bis nach Princeton war es ein weiter Weg gewesen. Um die Zeit herum, als ich den Entschluss fasste, in die USA zu gehen, setzte ich mich auf den Hosenboden, damit meine durchwachsenen Schulnoten besser würden. Mit einem mittelmäßigen Abitur hätte ich meine Pläne vergessen können. Mehrfach fuhr ich auf Sprachreisen nach England und las viele englische und amerikanische Romane. Unbekannte Wörter schrieb ich mir auf. Bis heute habe ich deshalb einen in manchen Bereichen sehr reichen englischen Wortschatz, während ich manche Alltagsbegriffe, vor allem aus der Kindheit, nie gelernt habe.

Die Noten wurden besser. Sehr viel besser. In der Abizeitung des Albert-Schweitzer-Gymnasiums des Jahrgangs 1983 haben Mitschüler zu jedem der einhundertundzehn Abiturienten etwas gedichtet. Für mich fanden sie recht schmeichelhafte Worte, sprachen mir ein gewisses Naturtalent für alles zu, was ich mir vornahm, dazu Vielseitigkeit und Starqualitäten. Aber sie erwähnten auch meine soziale Ader und dass ich so manchem Mitschüler geholfen hatte, durchs Abi zu kommen.

Nun war ich bereit, durchzustarten, die Welt zu erobern. Und tatsächlich ging es für mich weit weg – jedoch nicht über den großen Teich, sondern in die Lüneburger Heide. Zur Bundeswehr. Keine Chance, zu entkommen oder sich dem zu entziehen. Ich unternahm einen halbherzigen Versuch. Aber mein Hausarzt war Stabsarzt der Marine und Reserveoffizier. Er half mir zwar, nicht bei den Pionieren zu landen, zu denen ich einberufen worden war, doch ein Attest auf Wehrdienstuntauglichkeit hätte er mir sicher nicht ausgestellt. Den längeren Zivildienst wollte ich schon gar nicht machen. So bekamen die Pläne des ehrgeizigen Abiturienten ihren ersten Dämpfer.

Ein glühend heißer Sommer. Und die Grundausbildung war ganz schön hart. Sicher nicht so hart wie bei Eliteeinheiten oder wie früher, aber genug für mich. Die Lüneburger Heide habe ich aus allen Perspektiven, vor allem aber aus der Bodenperspektive kennengelernt. Dabei waren für mich die körperlichen Anstrengungen nicht einmal das Schlimmste, sondern der Kasernenhofton, das »Gehorchenmüssen«, die Gängeleien, die Schikanen. Vor allem die jungen Offiziersanwärter mit Abitur, die Karriere machen wollten, taten sich hier hervor. Die Unteroffiziere dagegen waren in der Regel umgänglicher.

Ich könnte viele Geschichten aus meinen vierzehn langen Monaten beim »Bund« erzählen. Wie ich mir zum Beispiel eine privilegierte Stellung im Geschäftszimmer als Assistent vom Spieß erkämpfte, wie einer aus unserem Zug, ein lieber, aber etwas unterbelichteter Mensch, sich und seinen Ausbilder beim Training mit scharfen Handgranaten fast in die Luft gesprengt hätte oder wie ich an einem Unteroffizierslehrgang teilnehmen konnte. Aber am Ende überwiegt doch der Eindruck einer verlorenen, dumpfen Zeit. Ich war oft niedergeschlagen, vielleicht sogar leicht

verzweifelt, steckte ich doch in der Lüneburger Heide fest, während ich eigentlich meinen Lebensplan verwirklichen wollte. Heute gehört die Scharnhorst-Kaserne, in der ich stationiert war, zum Campus der Leuphana Universität Lüneburg. Vielleicht hat Richard David Precht ja sein Büro in meiner ehemaligen Stube.

Am Morgen des 27. Dezember 1983 - ich war gerade vom zu Hause verbrachten Weihnachtsurlaub wieder in der Kaserne angekommen - fragte mich mein Spieß, ob mein Vater gesundheitliche Probleme hätte. Obwohl das nicht der Fall war, ahnte ich, was kommen würde. Und ja, dann eröffnete er mir, dass mein Vater verstorben sei. Er hatte mich am Abend des zweiten Weihnachtstages noch an den Bahnhof in Werdohl gefahren. Den Zettel, auf dem er in seiner schönen Handschrift die Zugverbindungen notiert hatte, besitze ich heute noch.

0 <sup>30</sup> ab Dortmund D.	Hagen ab <sup>Jan 4</sup> 22 <sup>57</sup> E
2 <sup>44</sup> in Hannover	Hamm an 23 <sup>35</sup>
4 <sup>20</sup> Uhr ab Hannover	Hamm ab 0 <sup>09</sup> D.
5 <sup>38</sup> Lüneburg an	Hannover an 2 <sup>08</sup>
	Hannover ab 4 <sup>20</sup>
	Lüneburg an 5 <sup>38</sup>

Von Vater

*Zugverbindungen, notiert von meinem Vater († 27.12.1983)  
am Tag vor seinem Tod*

\*

Was bleibt, wenn ein Mensch, der einem so nahegestanden hat, plötzlich aus dem Leben gerissen wird? Welche guten Erinnerungen? Welches Bedauern? In den letzten Jahren war mein Verhältnis zum Vater nicht das beste gewesen. Familiär-solidarisch sicher, aber nicht herzlich und offen. Ich sah vor allem den Kleinbürger in ihm. Und die Enge der Verhältnisse. Weniger das große Herz, den Familiensinn, die Willenskraft, den täglichen Heroismus, den er lebte.

Ich habe immer noch das Gefühl, dass mein Vater genau wusste, wie schlecht es mir im Winter 1983 bei der Bundeswehr ging. Dass das auch ihn belastete. Dass er aber nichts tun konnte. Später erfuhr ich, wie er im letzten Jahr des Krieges als junger Rekrut bei der Wehrmacht »langgemacht« wurde. Er musste also ein ziemlich gutes Bild davon haben, wie es mir erging. Gesprochen haben wir nicht darüber.

Immer wieder habe ich es bedauert, dass er nicht verfolgen konnte, welchen Weg ich später gegangen bin. Denn meinen Ehrgeiz habe ich von ihm. Genauso übrigens wie mein großes Herz - eine nicht immer ideale Kombination.

Sicher hätte er sich gefreut. Und er hätte mir - mit der Weisheit seines höheren Lebensalters - vielleicht einige Irrwege ersparen können. Ich erinnere mich an eine Bemerkung von ihm während unserer letzten gemeinsamen Jahre. Die Schule lief mehr als gut. Mein Nachhilfe-Geschäft brummte. Ich spielte in einer Band. »Junge, mach nicht so schnell. Du hast Zeit.« Ich dachte kurz darüber nach - und hakte es dann ab. Er behielt recht. Manchmal wäre »Eile mit Weile« besser gewesen. Ich musste Mitte dreißig werden, bis ich das verinnerlichte. Doch hätte ich es früher gemerkt, wäre ich nicht ich.

\*

Ich wollte es selbst fast nicht glauben, aber nach zähen vierzehn Monaten hatte die Bundeswehrzeit ein Ende. Es ging wieder bergauf. Wirtschaft und Politik wollte ich studieren, und zwar in Köln. Das wollte ich unbedingt, denn die Bundesregierung saß damals ja in Bonn. Politik interessierte mich, die Politiknähe habe ich gesucht. Doch die ZVS (die Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen) hielt den nächsten Schreck für mich bereit und wollte mich nach Passau verfrachten. Die deutsche Bürokratie kann ziemlich gnadenlos sein. Aber wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Ich hängte mich rein und konnte in der Domstadt bleiben. Ich würde mich doch nicht von einem Entscheid der ZVS von meinen Plänen abbringen lassen!

Köln war eine der besten Entscheidungen, die ich treffen konnte, und eine jener Weggabelungen, die sich, wie noch mehrfach in meinem Leben, als glückliche Fügung herausstellen sollten. In den 1980er-Jahren war es noch das alte Köln, mit einem gemütlichen und weitgehend friedlichen Karneval, der die ganze Stadt erfasste, vielen Einheimischen (»Kölschen«), die ihren Sprach-Singsang pflegten, unzähligen Kneipen und einer doch recht unbeschwerten Lebensart. Köln war eine katholische Stadt mit südländischem Lebensstil, so ganz anders als das Sauerland, wo ich in einem protestantischen Milieu aufgewachsen war. Heute ist vom alten Köln nicht mehr viel übrig. Ja, man pflegt noch eine künstliche rheinische Fröhlichkeit, aber eigentlich könnte man auch in Frankfurt sein oder – Gott bewahre – Düsseldorf, und es wäre nicht viel anders.

Gleich am ersten Abend traf ich in einer Kneipe Jürgen, einen Geschichtsstudenten aus Kiel. Er wurde mein